
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 5. 1896.

Böse Zungen.

Roman von **Heinrich Vogel.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Am nächsten Morgen hatte Hellmer bei Zeiten seine Braut aufsuchen wollen, um Anna mit seinen neuen Plänen und Aussichten bekannt zu machen.

Jetzt war aber seine ganze Lage auf einmal verändert; durch den Tod des Onkels war er über Nacht ein wohlhabender Mann geworden, der berechtigt und im Stande war, seinen Lebensweg von jetzt ab nur nach seiner Neigung zu wählen und zu gestalten.

Das mußte daher noch heute mit Anna besprochen werden. Von ihr konnte er auch die beste Auskunft über das schreckliche Ereigniß erhalten und alle Einzelheiten des traurigen Falles erfahren.

Deshalb ließ er den Wagen halten, um sofort seinen Entschluß auszuführen. Von Euler nahm er freundlichen Abschied, wobei er ihm seinen Dank für die angenehme Reisegesellschaft aussprach und ihm sein Versprechen, ihn besuchen zu wollen, in Erinnerung brachte.

„Ich wohne in der Wasserstraße," sagte er. „Jedes Kind kann Ihnen das Haus zeigen."

„Werde schon finden, komme bestimmt morgen. Inzwischen auch meinen Dank."

Er reichte dem Maler die Hand, der eiligst den Omnibus verließ, um auf dem kürzesten Wege die Mühlgasse zu erreichen.

Sein Weg führte durch die engen Gassen des älteren Theiles der Stadt, vorbei an niederen Häusern, deren kleine unregelmäßige Fenster Einblick in die ärmlichen Wohnungen der Insassen gewährten. Aus den offenen Fenstern und Thüren strömte der Dunst der Werkstätten und Kochöfen in die schmale Gasse. Dicke Luft, ein Gemisch von Ledergeruch und Fettdämpfen, beengte die Brust.

Hellmer athmete tief auf, als er nach einigen Minuten die freiere Mühlgasse erreichte.

Die Sonne war vor etwa einer halben Stunde untergegangen; der Widerschein der Abendröthe funkelte in den Scheiben der sauberen Fenster und übergoß die Berge mit rosigem Duft. In den Gärten flöteten die Amseln und sangen einige Nachtigallen ihr sehnsuchtsvolles Lied.

Der Frieden der Natur ergriff den Maler. Unwillkürlich mäßigte er seine Schritte. Ob Anna ihn wohl erwartete? Gewiß stand sie jetzt am Fenster und hielt Ausschau nach ihm, dem sie nun in kurzer Zeit ganz angehören sollte.

Vorgestern war er resignirt hinausgegangen auf den Bahnhof, mit schwerem Herzen entschlossen, sich in Burgheim seßhaft zu machen, um im ewigen Einerlei des Schuldienstes seine Tage zu verbringen. Da hatte das

Karnevalsumzug von Kindern in Spanien. (S. 37)

Schicksal den Grafen gesandt, dessen gütige Hand ihm die Möglichkeit gewährte, seiner Kunst weiter zu leben. Und heute?! Heute war er ein vermögender Mann! So dachte er bei sich. Seine Augen leuchteten vor innerem Glück, welches seine männlich schönen Züge verklärte.

Plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit auf ein ihm entgegenkommendes Paar gelenkt. Die wachsende Dämmerung und der leichte Dunstnebel, der aus dem Hause aufstieg, ließen die Umrisse der Beiden schon etwas verschwimmen. Nur unsicher erkannte er in dem Offizier, dessen goldverschnürte Uniform deutlich zu unterscheiden war, seinen künftigen Schwager Otto.

Aber die neben diesem schreitende Dame, wer mochte sie sein? War es Anna? Vielleicht hatte sie die Sehnsucht nach ihm nicht länger zu Hause gelitten, und kam jetzt, ihn abzuholen!

Sein Herz schlug höher.

„Wie lieb sie mich hat!“ sprach er zu sich.

Aber nein! Anna war es nicht. Sein scharfes Künstlerauge konnte sich nicht länger täuschen. Das war ja Irma Deterinak, die dort neben Otto auf ihn zuschritt. Was mochte sie wohl so spät Abends hier draußen in der Mühlgasse thun? Wie sie eifrig miteinander redeten! Jetzt drückte Otto ihr die Hand, und sie senkte den Kopf. Fürwahr, ein reizendes Genrebild! „Wenn ich kein Landschafter wäre, das möchte ich malen. Ist das noch nichts, so wird es bald etwas! Eine zufällige Begegnung ist es gewiß nicht. Sie haben für nichts ein Auge, als nur für sich!“

Hellmer lächelte vergnügt vor sich hin und trat in den Schatten eines mächtigen Fliederstrauches, der die Ecke eines lebendigen Zaunes bildete, welcher einen kleinen Vorgarten umschloß. Dort ließ er das selig plaudernde Paar herankommen.

„Alle guten Geister . . .!“ rief er ihnen entgegen, aus dem Schatten auf die lichtere Straße tretend.

Das Mädchen stieß einen lauten Schrei aus. Heftig erschreckt ergriff sie den Arm ihres Begleiters. Aber nur einen Augenblick dauerte ihre Verwirrung. Schnell faßte sich Irma und ließ den Arm Otto's fahren, während ihre zarten Wangen eine dunkle Röthe überzog. Fast ängstlich blickte sie zu dem Maler hinauf, als wenn sie etwas Unrechtes begangen habe.

„Gott sei Dank, Hermann, daß Du wieder hier bist,“ begann Otto. „Weißt Du es denn schon —?“

„Zunächst bitte ich vielmals um Verzeihung, Fräulein Irma, daß ich Sie so erschreckt habe. Aber die Herrschaften waren auch so vertieft in ihre Unterhaltung, daß ich mich endlich bemerkbar machen mußte. — Wie geht es Anna und der Mutter, Otto? — Die Nachricht von dem schrecklichen Ereigniß, dessen Opfer mein Onkel war, erfuhr ich soeben auf der Herfahrt im Omnibus, aber nichts Näheres. Man thut so geheimnißvoll. So erzähle doch!“

Der Offizier besann sich einen Augenblick. Er wußte nicht recht, wie er die Sache anfassen sollte. In Irma's Gegenwart konnte er doch unmöglich Alles besprechen. Die Verlegenheit des Mädchens zeigte sich zu deutlich auf dessen Gesicht. Wie bittend wandten sich Irma's Augen zu ihm, er möge die schrecklichen Mittheilungen noch verschieben. Aber er durfte den Schwager auch nicht unvorbereitet zur Mutter und Schwester schicken.

Endlich sagte er, mit schwerem Herzen auf das Alleinsein mit dem geliebten Mädchen verzichtend: „Komm mit mir, Hermann, wir begleiten Fräulein Irma, die ich zu Hause bei meiner Mutter und Anna antraf, nach ihrer Wohnung. Dann gehe ich mit Dir zurück und erzähle Dir Alles, was sich zugetragen hat. Jetzt können wir nicht darüber sprechen. Du mußt Dich noch ein Viertelstündchen gedulden, und Anna auch!“

Die kleine Gesellschaft beschleunigte ihre Schritte. Bald waren sie beim Deterinak'schen Hause angelangt.

Mit innigem Blicke bot Otto der Geliebten die Hand zum Abschiede. Wieder fühlte er das leise Zittern, das ihn am Morgen so beseligt hatte. Wieder verklärte sich sein Auge, als er den leisen Druck ihrer zarten Finger verspürte.

Da wurde die Hausthür geöffnet, das Mädchen erschien in derselben und warf einen höchst verwunderten Blick auf ihr Fräulein, als sie wahrnahm, in wessen Begleitung dasselbe nach Hause kam.

Irma dankte den Herren nochmals für das Geleit, dann trennte man sich.

Jetzt ergriff Hellmer den Arm seines zukünftigen Schwagers. „Geh' etwas schneller, Otto,“ sagte er, „es ist schon spät. Und erzähle endlich! Ich begreife nicht, was Dich vorhin abhalten konnte, zu sprechen.“

„Weil ich in Gegenwart Irma's eine so ernste Sache, die Dich viel näher angeht, als Du denken magst, nicht besprechen durfte. Also höre: böse Zungen haben das niederträchtige Gerücht ausgestreut — Du seiest der Mörder Deines Onkels. — So, jetzt weißt Du Alles!“

Der Maler ließ den Arm des Offiziers los. Er blickte ihm dicht in die Augen. Die Frage, ob der Schwager bei Sinnen sei, sprach deutlich aus seinem Gesichte.

„Ich! . . . Aber Otto!“

„Sieh mich nur nicht so seltsam an — ich bin völlig bei Verstande. In der ganzen Stadt ist das Gerücht verbreitet. Man hat Dich vorgestern Abend gesehen, wie Du in größter Aufregung aus dem Hause Deines Onkels gestürzt bist. Unmittelbar nachher hast Du beim Handschuhmacher Eßner eine große Banknote wechseln lassen, dann bist Du plötzlich abgereist. — Dann . . . was weiß ich, was man noch Alles erzählt — kurz und gut: die Sache ist so, wie ich Dir sage. Die Mutter ist vor Aufregung krank, Anna grämt sich, und ich danke Gott, daß Du wieder da bist, damit wir der Geschichte ein Ende machen können.“

Der Offizier erzählte nun, wie man im Kasino die erste Nachricht von der Bluthat erhalten habe, gerade als die Parthie zwischen Edelsberg und Mautner mit dem großen Verluste des Letzteren ein Ende gefunden hatte. Er berichtete dem Schwager Alles, was er wußte und verhehlte nicht, daß das so bestimmt aufgetauchte Gerücht selbst auf das Gericht einen gewissen Eindruck gemacht habe.

Auch seines vergeblichen Besuches beim Staatsanwalt erwähnte er.

„Es ist sogar möglich,“ setzte Otto schließlich hinzu, „daß man Dich verhaften wird. Irma, deren Freundschaft für Anna sich gerade jetzt in wirklich rührender Weise zeigt, hat es mir vorhin angedeutet.“

„Aber das ist ja der reine Wahnsinn,“ erwiederte der Maler. „Wer wagt es, ernstlich so etwas auszusprechen oder gar zu glauben! . . . Ich — ein Mörder! Man möchte lachen, wenn es nicht so verwünscht ernst wäre!“

„Die halbe Stadt glaubt sicher daran!“

„Und lassen sich nicht einige bestimmte Namen nennen aus dieser halben Stadt? Man hätte dann leichteres Spiel und wüßte, an wen man sich halten sollte.“

„Das ist es ja eben. Jedermann hat es gehört; fragt man, von wem, so heißt es: nun, alle Welt erzählt es.“

„Von wem hast denn Du es erfahren?“

„Edelsberg hat mich aufmerksam gemacht. Er meinte, Dein früherer Rivale Mautner und dessen Freund Hechler trügen die Lügen herum.“

Hellmer wurde bleich vor Zorn. „Otto,“ sagte er, „wir wollen umkehren. Es muß ein Exempel statuirt werden. Komm mit zum ‚Hirsch‘, da treffen wir die infamen Buben sicher. — Nein! Sprich nicht dagegen. Willst Du nicht Zeuge sein, wie ich mir Genugthuung verschaffe, so laß mich allein gehen.“

„So höre doch! Es ist ja das nur eine Ansicht von Edelsberg, die erst bewiesen sein muß. Mit Gewalt wird nichts widerlegt.“

Nur mit Mühe gelang es dem Offizier, seinen Schwager zu beruhigen.

„Du mußt Dich jedenfalls morgen sofort zur Verfügung des Gerichtes stellen,“ sagte er zu Hermann. „Das wird jedenfalls viel wirksamer sein, als eine Scene im Gasthause. Einer ausgiebigen Züchtigung sollen die Schurken nicht entgehen, das verspreche ich Dir. Aber zuvor müssen wir einen Beweis haben. Heute Nacht bleibst Du bei mir in der Kaserne, damit wir Alles in Ruhe besprechen können.“

„Und was sagt Anna?“

„Nun, das arme Kind grämt sich und jammert Deinetwegen. Sie möchte gern helfen und ist rathlos darüber, was zu thun ist. Das Leben in Burgheim ist ihr jetzt verhaßt. Am liebsten ginge sie gleich morgen mit Dir auf und davon!“

Diese letzte Mittheilung war vor Allem geeignet, Hellmer in eine bessere Stimmung zu bringen. Sein beweglicher Geist erfaßte mit Eifer dieses neue Thema, und mächtig zog es ihn hinauf, seine süße Braut zu umarmen.

— — — — — — — — — — — —

Anna hatte inzwischen in angstvoller Sehnsucht am Fenster gestanden, den geliebten Mann zu erwarten. Angestrengten Blickes spähte sie die immer dunkler werdende Straße hinab und lauschte auf jedes Geräusch.

„Mutter,“ rief sie jetzt, „da kommt er.“

Pfeilschnell flog sie die Treppe hinab, das Gartenthürchen zu öffnen.

„Hermann, mein Hermann, endlich bist Du da, Du böser Mensch.“

Sie hing an seinem Halse und bedeckte seinen Mund mit heißen Küssen. Es schien, als könnte sie sich nicht mehr von ihm trennen.

Dann sah sie ihm plötzlich tief in die Augen und fragte: „Hermann, weißt Du schon Alles?“

„Laß das, mein süßes Lieb,“ versetzte er sanft, „und gräme Dich nicht. Jetzt bin ich ja hier und werde Dich nicht mehr verlassen. Alles wird gut werden. Alle unsere Wünsche werden in Erfüllung gehen.“

„Und wie konntest Du fortgehen ohne Abschied, Hermann?“

Der Maler lächelte: „Sei wieder gut, Anna, ich will gewiß nicht wieder fortlaufen.“

Statt einer Antwort schlang das Mädchen den Arm um des Malers Nacken und lehnte den schönen Kopf an seine Brust. So standen sie eine geraume Weile schweigend bei einander, weltvergessen und glücklich.

Der Mond war aufgegangen und überfluthete den kleinen Garten mit silbernem Glanze. Aus den Fliederbüschen schmetterten die Nachtigallen das ewige Lied der Liebe in die Nacht und weckten in den Herzen des jungen Paares ein mächtiges Echo. —

Otto war unterdessen mit allen Zeichen der Ungeduld auf der Straße vor dem Hause auf und ab gegangen. Endlich rief er: „Macht jetzt ein Ende, Kinder, es wird spät. Hermann bleibt heute Nacht bei mir, Anna. Wenn wir noch lange warten, so kann ich ihn nicht sehr glänzend beherbergen. Auch wird er gewiß einigen Hunger haben. Und Dich wird die Mutter gebrauchen, Anna.“

„So wollt ihr nicht mehr mit mir hinaufgehen? Wir müssen ja noch so Vieles besprechen!“ erwiederte enttäuscht das Mädchen.

„Otto hat Recht, lieber Schatz,“ sagte der Maler darauf. „Was zu thun nöthig ist, werde ich mit ihm überlegen. Also leb wohl, Anna, gute Nacht, süßes Herz. Schlaf gut! Grüße

die Mutter. Morgen jedoch bin ich sch. bald bei Dir."

Wieder schlang sie die Arme um seinen Hals und lag sie an seiner Brust. Fast gewaltsam mußte sie sich losreißen, als der Bruder abermals zum Aufbruch mahnte.

Noch nie war ihr der Abschied so schwer geworden.

Und doch sollte es nur eine Trennung für wenige Stunden sein. Ihr war aber, als lauere ein finsteres Verhängniß, begierig, sich zwischen sie und Hermann zu drängen, wenn sie ihn losließe.

Da Beide nun gingen, ward es dunkel in ihrer Seele und lichtlos wie der Himmel, an welchem jetzt schwarzes Gewölk drohend heraufzog, den milden Schein des Mondes verlöschend.

Vergebens machte sie sich klar, daß sie keine Ursache hatte, traurig zu sein. Hermann war ja wieder da, um den sie so gesorgt hatte. Wie Nebel vor der Sonne mußte nun Alles weichen, was ihr Glück noch verhüllen konnte. —

Leni, welche gern eine Unterhaltung begonnen hätte, da sie von ihrem Zimmer aus die Ankunft Hellmer's beobachtet hatte, war in den Hausflur gekommen, aber Anna beobachtete sie kaum. Des Mädchens freundliches „Gute Nacht, Fräulein Anna!" wurde kurz und kühl erwiedert, denn sie zürnte Leni, weil diese nicht offen für Hellmer aufgetreten war, sondern augenscheinlich an die Möglichkeit dessen geglaubt hatte, was sie selbst als eine schmähliche Verleumdung, als eine unsagbare Unbill empfand.

Die Mutter, mit der sich Anna gern ausgesprochen hätte, war eingeschlafen. Die große Aufregung des Tages hatte die ohnehin schwächliche Frau zu sehr ergriffen. Als Irma das Haus verließ, hatte die Majorin ihr Lager aufgesucht. So wollte sie die Ankunft des Schwiegersohnes erwarten, aber ihre müden Augen hatten sich bald geschlossen.

Nun blieb Anna nichts übrig, als es der Mutter gleich zu thun. Und auch ihr nahte sich bald der Tröster der Betrübten. Ein milder Schlummer senkte sich auf ihre müden Lider und liebliche Bilder zogen vor ihrem schlummernden Geiste empor.

* * *

Otto und der Maler waren inzwischen eilenden Schrittes in der Husarenkaserne angelangt, gerade früh genug, um dem jetzt mächtig niederrauschenden Regen zu entgehen.

Der junge Offizier bewohnte im oberen Stockwerk zwei geräumige Zimmer, die mit Allem ausgestattet waren, was sich eignete, die Wohnung eines Soldaten angenehm zu machen und zu schmücken.

Mit Hilfe des anstelligen Burschen stand bald ein ausgiebiges Nachtessen auf dem Tische.

Hellmer, der seit seiner Abreise von Wien nur wenig genossen, sprach ihm begierig zu. Die aufregenden Mittheilungen hatten seinen Appetit nicht zu schwächen vermocht. Hierbei folgte er aufmerksam der Erzählung seines Schwagers, welcher schon früher gespeist hatte und jetzt ausführlich Alles berichtete, was sich in der kurzen Zeit während des Malers Abwesenheit zugetragen hatte. Ab und zu nahm Otto einen Schluck von dem trefflichen Gumpoldskirchner, den der sorgsam gepflegte Weinkeller des Regimentes den Offizieren zu billigen Preisen lieferte.

Nachdem Hellmer den Anforderungen seines Magens Genüge gethan, wurden die Cigarren angezündet. Als der Offizier nun im Verlaufe seiner Mittheilungen auch des Abends im Kasino erwähnte und des neuerlichen großen Verlustes, den Mautner erlitten hatte, konnte der Maler eine gewisse Schadenfreude kaum verbergen. Gönnte er auch sonst Niemand etwas Böses, dem Mautner aber wünschte er nichts Gutes. War doch Jener sein erklärter Feind, nachdem er zuvor vergeblich sein Rivale um Anna's Herz und Hand gewesen war.

„Aber Du sagtest vorhin," meinte er dann zu Otto, „daß auch das Gericht schon von dem elenden Geschwätz sich beeinflussen lasse. Wie kann ein so gescheidter Mann, wie Deterinak, den Unsinn auch nur einen Augenblick ernst nehmen?"

„Ein eingefleischter Jurist gleicht in solchen Dingen einem Jagdhunde, der eine Fährte nicht eher verläßt, bis sie sich nicht mehr verfolgen läßt. So lange geht's weiter durch Dick und Dünn. Wird dabei etwas zerstört oder beschädigt, was kümmert's ihn? Es ist ja nicht das erste Mal, daß ein ganz Unschuldiger in schwere Bedrängniß gerieth, nur weil er zufällig der spürenden Gerechtigkeit über den Weg lief und in Ermangelung eines Anderen für den Thäter genommen wurde. Sagt so ein Unglücklicher: ‚Ich habe es nicht gethan,' so ist er ein verstockter Lügner; wird er durch die raffinirten Fragen verwirrt, so meldet sich das böse Gewissen; weint er, so heißt es Bestechung der Geschworenen; lacht er über die unsinnige Beschuldigung, so zeigt sich die Frechheit des schamlosen Verbrechers. Er kann machen, was er will, Alles wird zum schwerwiegenden Verdachtsgrunde. Nimm also die Sache nur nicht zu leicht, mein lieber Hermann, sie ist ernst genug."

6.

In der ansehnlichen Straße, welche vom Dom nach der Husarenkaserne führte und die wegen der vielen Kaufläden als das eigentliche Geschäftsviertel der Stadt angesehen wurde, lag auch Hechler's Musenheim und Literaturtempel.

Hier hatte er das ganze Erdgeschoß eines geräumigen Hauses gemiethet, dessen nach der Straße gelegenen Lokalitäten, wie ein über den Fenstern angebrachtes stattliches Schild besagte, die Redaktion und Administration des „Postboten für Burgheim und Umgebung" beherbergten. Andere, wappen- und adlergeschmückte Metallschilder an den Seiten der Thüre verkündeten, daß Herr Hechler auch die Vertretung und Agentur verschiedener Versicherungsgesellschaften besorge, welche gegen eine mäßige Gebühr bereit waren, Jedermann gegen die üblen Folgen von Brand, Hagel und sonstigen Unglücksfällen sicherzustellen.

Neben den offiziellen, dem Dienste des „Postboten" und der Agenturen gewidmeten Räumen, die aus einem Pack- und Expeditionsraume und dem eigentlichen Redaktionsbureau bestanden, besaß Hechler noch ein Privatkomptoir, wo er seinen literarischen Arbeiten und allerlei nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Dingen nachhing. Nebenan befand sich sein Schlafzimmer.

Das Redaktionsfaktotum Kohler, ein früherer Buchbindergeselle, der je nach seiner augenblicklichen Thätigkeit die Titel eines Administrators, Expeditors oder Subredakteurs führte, verbrachte seine Nächte, soweit sie dem Schlafe gewidmet waren, in einem durch eine Holzwand von dem Administrationszimmer abgetrennten Gelasse.

Es mochte etwas über acht Uhr Morgens sein, und der Subredakteur, ein blasser junger Mann mit langen, auf den Rockkragen fallenden Haaren und einer Stahlbrille auf der Nase, war eben beschäftigt, den Bürstenabzug der Inserate für die nächste Nummer des „Postboten" zu korrigiren.

Sobald er damit zu Ende war, klopfte er an das Privatgemach seines Chefs und rief mit bescheidenem Tone: „Herr Doktor, die Inserate sind fertig."

„Schön, Kohler, ich komme gleich," schallte es zurück.

Die Thür öffnete sich, und Herr „Doktor" Hechler, in einem ziemlich abgetragenen Sammetwammse und einem rothen Fes auf dem Kopfe, erschien in der Redaktion. Er ergriff die Inseratenseite der nächsten Nummer und schien im Geiste rasch einen Ueberschlag zu machen, was diese, angeblich durch den „Postboten" die weiteste Verbreitung findenden Mittheilungen absatzbedürftiger Geschäftsleute ihm abwerfen würden.

Das Ergebniß seiner Prüfung war augenscheinlich ein befriedigendes, denn mit einem würdevollen Kopfnicken reichte er das Blatt seinem Mitarbeiter.

Dann fragte er: „Warum hat der Seifensieder Oehler kein Inserat gegeben? Ich sagte Ihnen doch, Sie sollten hingehen und ihm offeriren, wir würden, wenn er nicht bar bezahlen wolle, gegen entsprechende Naturalleistung eine effektvolle Anzeige bringen."

Kohler machte ein etwas verlegenes Gesicht. Er bedachte bei sich, wie er seinem Chef die sehr unfreundlich ausgefallene Antwort des Seifensieders mittheilen sollte.

Endlich sagte er: „Herr Oehler wollte weder das Eine noch das Andere. Er meinte, hier in der Stadt kenne Jeder ihn und seine Kerzen; das sei genug. Nach außerhalb dagegen könne er doch mit den großen Fabriken der Hauptstadt nicht konkurriren. — Und als ich ihm nochmals die Vortheile eines Inserates gerade in unserem Blatte auseinandersetzen wollte, wurde er" — hier machte Kohler eine Pause — „wurde er — sehr ungeduldig, so daß ich, um die Würde der Presse zu wahren, fortgegangen bin."

Hechler zuckte die Achseln. „Diese Kleinstädter!" meinte er sodann verächtlich. „Man will sie emporheben, fördern, weiterbringen, aber selbst Götter würden hier vergeblich kämpfen. Burgheim wird nie Weltstadt, merken Sie sich das, Kohler!"

Der Chef zog jetzt ein Notizbuch aus der Tasche, blätterte einen Augenblick darin und fragte: „Haben Sie schon den Stoff für den Hauptheil und die lokalen Mittheilungen zusammengestellt?"

„Ja," erwiederte der Gefragte, „aber mit dem Leitartikel geht es nicht, Herr Doktor; die angestrichenen Stellen der ‚Neuen freien Presse' und des ‚Vaterland' passen nicht zusammen, sie widersprechen sich vielmehr."

„Sie Rindskopf!" eiferte der Chefredakteur. „Werden Sie denn nie etwas lernen?! Man kann Alles zusammenpassen! Verschiedene Tendenz, meinten Sie? Natürlich, um so besser! Wir haben überhaupt keine Tendenz, wir sind ein weißes Blatt, uns genirt weder der fortgeschrittenste Liberalismus, noch die feudalste Reaktion. So vertheilen wir Licht und Schatten und sind, was wir sein sollen und wollen: der ‚Postbote', der Jedem etwas bringt."

„Wir könnten das dann auch ebensogut den ‚Omnibus' nennen," murmelte Kohler.

„Enthalten Sie sich gefälligst aller Bemerkungen, Verehrtester. Setzen Sie sich nieder und nehmen Sie Ihre Feder. Ich werde Ihnen die Sache diktiren."

Hechler nahm die beiden angestrichenen Zeitungen, stellte den linken Fuß etwas vorwärts, schob die rechte Hand in den Busen und nahm so eine imponirende Haltung ein. Dann begann er also:

„Burgheim, den 27. und so weiter.

Wir waren die Ersten, welche auseinandersetzten, daß Zustände, wie die heutigen, nicht ewig andauern können. Unsere Leser werden sich erinnern, daß wir früher als alle anderen Blätter davor warnten, die Konsolidirung der jetzigen Verhältnisse als möglich zu betrachten. Diese Erkenntniß beginnt nun allmälig auch in weitere Kreise zu dringen. So schreibt u. a. die ‚Neue freie Presse':

Sehen Sie," fuhr der Sprecher dann mit stolzem Lächeln fort, „jetzt können Sie den Passus d'rankleben."

Kohler befolgte diesen Befehl. Dann blickte er seinen Chef fragend an.

Dieser, auf das „Vaterland" deutend, sprach

weiter: „Jetzt passen Sie gut auf, mein Lieber, damit Sie es das nächste Mal allein besorgen können, wenn ich einmal wieder Leitartikel bezeichne, die Ihnen jetzt unvereinbar erscheinen. Also schreiben Sie unter den Abschnitt aus der ‚Neuen freien Presse' jetzt Folgendes:

‚So schreibt der gewöhnlich gut unterrichtete Korrespondent des Wiener Weltblattes. Freilich läßt sich nicht verkennen, daß auch die entgegengesetzte Auffassung immerhin durchaus beachtenswerth ist. Von den vielen Stimmen dieser Art erwähnen wir nur das ‚Vaterland', in dem es heißt:' . . . Nun pappen Sie das andere Stück darunter. — Also, Kohler, da hätten wir die Geschichte beisammen. Passen die Artikel nun zu einander oder nicht?"

Kohler warf seinem Gebieter einen begeisterten Blick zu, dann sagte er: „Sie sind ein sehr großer Schriftsteller, Herr Doktor! Der Leitartikel ist ein Prachtstück und wird nicht nur in Burgheim allein großes Aufsehen machen."

Hechler nickte gnädig mit dem Kopfe: „Also weiter, junger Mann, nehmen wir nun den lokalen Theil. Dafür wird die Ermordung des alten Nuttner ausreichen. Einige geeignete Anekdoten als Füllung haben Sie wohl schon in die Druckerei gegeben? Gut! Gehen wir nun an den geplanten Mord." —

Den Artikel über die Mordthat in Burgheim hatte der Doktor in seiner ganzen Ausdehnung selbst verfaßt, das heißt, er hatte einen älteren Jahrgang eines in Sensationsnachrichten arbeitenden Wochenjournals durchgeblättert, angeblich, um sich Stimmung zu machen, in Wirklichkeit aber, um den Vorrath blutiger Redewendungen mühelos zu sammeln. Diese hatte er passend in seinem Artikel vertheilt und blickte jetzt mit gerechtem Stolze auf seinen wohlgelungenen „Originalbericht".

Dieser begann:

„Eine unerhörte Blutthat hat den Boden Burgheims entweiht. Ein braver Mitbürger ist von frevler Bubenhand meuchlerisch ermordet worden. Noch lauern die Rachegeister auf der Schwelle, die des Mörders verruchter Fuß überschritten — denn der Arm der Gerechtigkeit hat ihn noch nicht ergriffen, noch wandelt der Elende in des Tages rosigem Lichte." . . .

Auf diese anregende Einleitung folgte die Darstellung des Thatbestandes in übertriebener und phantasievoller Weise, wie er sich aus den Gesprächen im „Goldenen Hirsch" herauskrystallisirt hatte. Zum Schlusse wurde die Frage aufgeworfen: „Wer ist der elende Mörder?"

Und in der Antwort darauf hatte der Verfasser alles Gift, welches er gegen Hellmer angesammelt hatte, losgelassen.

„Wer ist der elende Bösewicht? Wer ist der feige Meuchelmörder? Wir wollen für heute noch keinen Namen nennen, obschon die Spatzen ihn bereits von den Dächern pfeifen; aber wir werden ihn nennen müssen, eingedenk unseres Berufes, wenn die Gerechtigkeit unserer Stadt nicht bald die Binde von den Augen nimmt, um sehen zu können, was Alle sehen. Vox populi, vox Dei! — Wir erwarten, daß man endlich Notiz nehme von den Mittheilungen des Herrn Mautner jun., den der Thäter beinahe niedergerannt hätte, als Letzterer — von den Furien verfolgt — entfloh, die von dem Blute des verröchelnden Opfers noch rauchenden Hände vergebens in den Kleidern bergend. — Als das alte römische Reich zu Ende ging, hatte ein solcher Marasmus die oberen Zehntausend ergriffen, daß man selbst die öffentlich verübten Morde nicht ahndete, wenn der Mörder zur Clique der regierenden Kreise gehörte. Wir hoffen, daß unsere oberen Zehntausend noch nicht so entsittlicht sind, daß Aehnliches bei uns geschehen könnte. Wahrlich, sonst müßte der Genius der Stadt trauernd sein Haupt verhüllen!"

Hechler las diesen Originalartikel seinem Gehilfen mit vielem Pathos vor, dann rieb er sich vergnügt die Hände und sprach: „Was sagen Sie nun, lieber Freund?"

„Großartig," erwiederte Kohler, seinen Chef abermals voll Bewunderung anblickend. „Aber wenn ich mir eine Bemerkung erlauben dürfte, so hat Herr Mautner das ja gar nicht gesehen. Und dann hat Burgheim nur siebentausenddreihundert Einwohner; wo kämen also nun ‚die oberen Zehntausend' her?"

„Sie sind ein Schwachkopf, Verehrtester," versetzte der Chef von oben herab. „Das ist ja die Freiheit des Schriftstellers, die ich mir gestatte, der das Allgemeine an das Spezielle knüpft, um aus der Erscheinungen Flucht den festen Kern zu gewinnen. Und was die ‚Zehntausend' betrifft, die Ihr kleiner Verstand nicht fassen kann, so nennt man das eine Redefigur, eine Metapher."

Kohler knickte fast zusammen unter der Wucht



Der Morgenkaffee. (S. 38)

der Gelehrsamkeit, die sein Chef auf ihn niedersenkte.

„Herr Doktor," stammelte er, „warum gehen Sie nicht in den Reichsrath?"

„Das wird auch noch kommen, mein Freund," erwiederte geschmeichelt der Herausgeber des „Postboten". „Aber zuvor muß ich hier eine Mission erfüllen."

Er freute sich über den Eindruck, den der Artikel auf seinen Untergebenen gemacht. Besonders gewährte ihm der Umstand innige Genugthuung, daß er seinen Freund als Quelle angeführt hatte.



Krakauer Bauernhochzeit. Nach einem Gemälde von A. Kowalski. Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München. (S. 38)

„Der Pfeil ist abgeschossen," dachte er, „und ich habe mich gedeckt. Und Mautner, dem muß es recht sein. Der muß sich hübsch ruhig verhalten."

(Fortsetzung folgt.)

Karnevalsumzug von Kindern in Spanien.

(Mit Bild auf Seite 33.)

An dem lustigen Karnevalstreiben in Spanien nehmen auch die Kinder Theil, die es den Großen nachzumachen suchen. Der kleine Aufzug, den unser Bild auf S. 33 darstellt, ist etwas Gewöhnliches schon in Barcelona, auch in Madrid, vielmehr noch in den Städten Andalusiens, wohin uns das Bild versetzt. Da wird Haus bei Haus gerüstet, und zur abgesprochenen Zeit stehen die kleinen Herren und Damen verkleidet und ausgeputzt nach Faschingsart,

wozu die Mütter und älteren Geschwister bereitwilligst geholfen haben, auf den Fluren oder in den Patios (Höfen) ihrer Häuser, den Anführer erwartend. Der muß natürlich als Majo (Stutzer) in Stierkämpfertracht mit Barett und rother Schärpe erscheinen und auf der Guitarre aufspielen, so gut er vermag. Nach ihren Klängen treten die Kleinen an, Männlein und Weiblein, darunter selbst ganz kleine Knirpse, die kaum recht laufen können. Dann geht es über die Straße: die Hausbewohner erscheinen an den Fenstern, und die Vorübergehenden bleiben stehen und lassen beifällige Worte vernehmen, worauf die kleine Schaar nicht wenig stolz ist.

Der Morgenkaffee.

(Mit Bild auf Seite 36.)

Das niedliche junge Mädchen auf unserem Bilde S. 36 mit der vorgebundenen weißen Schürze scheint eine Tochter des Hauses zu sein. Sie trägt in der Rechten das Frühstück auf einem Präsentirbrett, über das eine Serviette gebreitet ist, während sie mit der Linken an eine Thüre pocht. Gewiß ist es ein besonders lieber Gast des elterlichen Hauses, der Pathe oder Onkel, den sie so aufmerksam in eigener Person bedient, und auf dessen „Herein" sie jetzt wartet, um ihm dann mit ihrem Morgengruße zugleich den Morgenkaffee zu bringen.

Krakauer Bauernhochzeit.

(Mit Bild auf S. 37.)

Bei den Polen, in Rußland wie in Oesterreich, ist es auf dem Lande Sitte, daß nach Vollziehung der kirchlichen Trauung die gesammten Hochzeitsgäste nach dem Gute oder Gehöfte, wo der Schmaus stattfindet, unter dem Spiel einer Musikbande fahren und reiten. Auf dem getreu nach der Natur entworfenen Gemälde von A. Kowalski (siehe unseren Holzschnitt auf S. 37) sehen wir eine solche Hochzeitsfahrt von Bauern aus der Gegend von Krakau, der ehemaligen polnischen Residenz, jetzt Stadt und Festung im österreichischen Kronlande Galizien. Es ist Winterszeit, und Schnee bedeckt die weite Ebene. Im Hintergrunde sieht man die Ortschaft, in der die Trauung vollzogen worden ist; der auf der Heimfahrt befindliche lustige Hochzeitszug scheint sich auf den Beschauer des Bildes zu zu bewegen. Voran zwei Wagen mit schmucken Dirnen, darunter auch die junge Frau; dann der Wagen mit den wacker aufspielenden Musikanten und weiterhin in Zwischenräumen noch einige Fuhrwerke mit den übrigen Gästen. Der junge Ehemann aber und einer der Brautführer traben zu Pferde nebenher.

Zwischen Leben und Tod.

Erzählung von Felix Lilla.

(Nachdruck verboten.)

„Auferstehungsmänner" nannte man seit der Mitte des vorigen bis in die dreißiger Jahre des gegenwärtigen Jahrhunderts in England und Schottland gewerbsmäßige Leichenräuber, die ihr verbrecherisches, unheimliches Gewerbe nächtlicher Weile auf den Friedhöfen ausübten, wo sie die Leichen eben Begrabener ausscharrten, um dieselben an eifrige Jünger der medizinischen Wissenschaft zu verkaufen, für deren Bedarf zu anatomischen Studienzwecken keine gesetzliche Vorsorge getroffen war. Denn als der berühmte Wilberforce im Unterhause einen Antrag einbrachte, um ein Gesetz auszuwirken, welches den medizinischen Kollegien die Körper aller hingerichteten Verbrecher zusprechen sollte, da war der vernünftige Antrag, ebenso wie schon früher ähnliche, vom Hause abgelehnt worden. Unter solchen günstigen Umständen blühte also das lichtscheue Unwesen der Auferstehungsmänner lange Zeit. Selbst achtbare Mediciner verschmähten es nicht, mit solchen Leuten zu verkehren, um sich die für ihr Studium nöthigen Leichen zu verschaffen.

Als es endlich — namentlich in Edinburg — gar zu arg getrieben und allmälig ruchbar wurde, daß die geheimnißvollen Auferstehungsmänner nicht nur die Anatomen und Studenten der Medizin in der schottischen Hauptstadt, sondern auch sogar noch die studirenden Jünger Aeskulaps in Oxford, Cambridge und London mit gestohlenen Leichen versorgten, die sie — zweckmäßig in Kisten verpackt — ihnen zuschickten, da gerieth die Bevölkerung in gewaltige Aufregung. Man beschloß, fortan die Friedhöfe durch zuverlässige bewaffnete Leute bewachen zu lassen. Infolge davon wurde den Auferstehungsmännern in Edinburg die fernere Ausübung ihres Gewerbes fast unmöglich gemacht.

Zwei der verwegensten dieser Kerle — der Schuhmacher William Burke und ein gewisser Edward Hare — wollten aber das einträgliche Geschäft dennoch nicht aufgeben, und so geriethen sie auf den furchtbaren Gedanken, Menschen zu tödten, um deren Leichen zu verkaufen. Besonders hatten sie es auf arme Fremde abgesehen, die in den Spelunken der schmalen schmutzigen Gäßchen der Altstadt, nach vollbrachter Arbeit Abends spät sich ein Unterkommen suchten. Mehrere italienische Knaben — kleine Straßenmusikanten — verschwanden auf geheimnißvolle Art. In einem dunklen Gäßchen, das nach dem Grasmarkt hinführt, lauerten Burke und Hare ihnen auf, ergriffen sie, erstickten sie mittelst einer bereitgehaltenen Pechmaske und steckten sie in mitgebrachte Säcke. Die englische Sprache wurde durch diese Greuelthaten um ein Wort bereichert. Nachdem nämlich Burke's und Hare's Schandthaten endlich an's Licht gekommen, und die Unmenschen gehängt worden waren, nannte man fortan das gewaltsame Tödten eines Menschen durch Erstickung mittelst einer Maske, eines Tuches oder dergleichen „Burken".

Das geschah vor etwa sechzig Jahren. Zu jener Zeit hielt sich mein Großvater — ein Seemann, der sich schon in allen Meeren und Welttheilen umhergetummelt hatte — gerade in Leith, dem Hafen von Edinburg, auf, und zwar eines Prozesses wegen, den er gegen eine dortige Rhederei angestrengt hatte. Sein Rechtsbeistand, der Advokat Lionel Wyatt in Leith, war ein sehr ernster, aber liebenswürdiger Mann von etwa zweiunddreißig Jahren. Beide hatten sich rasch miteinander befreundet. Als der sensationelle Kriminalprozeß und dann die Hinrichtung der Mörder Burke und Hare alle Gemüther beschäftigte, und die Zeitungen, nachdem sie ausführlich die weitläufige Gerichtsverhandlung gebracht, auch noch lange Berichte über das Ende der Elenden lieferten, sagte eines Tags der schottische Advokat zu seinem deutschen Freunde: „Wahrhaftig, ich bin froh, daß ich nicht zum Vertheidiger in diesem furchtbaren Kriminalprozeß ausersehen wurde, denn dies entmenschte Mörderpaar hätte mit den Fingern auf mich zeigen und ausrufen können: ‚Seht, hoher Gerichtshof, wenn wir auch italienischen Orgeldrehern und anderen Ausländern den Garaus gemacht haben, da steht doch ein Mann, der uns sein Leben verdankt!' — Und die Beiden hätten Recht gehabt. Ohne ihre Dazwischenkunft wäre ich im Grabe vermodert, nachdem ich den schrecklichsten Tod hätte erleiden müssen, welchen die Phantasie zu ersinnen vermag."

„Bitte, erzählen Sie mir das seltsame Ereigniß!" rief mein Großvater wißbegierig.

Und Mr. Wyatt erzählte Folgendes:

Ich stamme aus angesehener und begüterter Familie, aber nach dem leider zu früh erfolgten Tode meiner Eltern fielen, dem herkömmlichen Gebrauche gemäß, die Güter meinem älteren Bruder zu, und ich wurde mit einem bescheidenen Erbtheil abgefunden. So mußte ich an einen Beruf für's Leben denken. Ich erwählte die Rechtswissenschaft und begab mich nach Edinburg, um dort dem Studium obzuliegen. Das war vor reichlich zehn Jahren.

Jung und lebenslustig, wie ich war, bewegte ich mich viel in der Gesellschaft, und so geschah es, daß ich bei Gelegenheit einer Ballfestlichkeit mein Herz verlor an Edith Maclean, die reizende achtzehnjährige Tochter einer reichen Bierbrauerswittwe, die von ihren Renten lebte. Sie nahm meine Huldigungen an, und es zweifelte Niemand in den Kreisen, in welchen wir verkehrten, daran, daß wir bald ein glückliches Brautpaar sein würden. Aber es sollte anders kommen.

Mit mir zugleich war mein Jugendfreund Thomas Parry nach Edinburg gekommen, und zwar, um Medizin zu studiren.

Dieser machte mir mit arger Tücke das wetterwendische Herzchen der Geliebten abspenstig. Plötzlich war er der glückliche Auserwählte, und ich erhielt einen Korb in höflichster Form. Die Verlobung der Beiden fand statt.

Verzweiflung brach mir fast das Herz. Die heftigen Gemüthserschütterungen, der anhaltende Kummer, stürzten mich in eine Nervenkrankheit, die mich zuletzt in den seltsamen, von der Wissenschaft immer noch nicht enträthselten Zustand versetzte, welchen man Scheintod nennt. In solchem Zustande erscheint alle Lebenskraft gehemmt. Die willkürliche Muskelbewegung schwindet, der Puls hört auf zu schlagen, das Athmen wird unmerklich, die Wärme des Körpers entweicht, und anscheinend tritt die kalte Todtenstarre ein. Der von solchem unheimlichen Anfall Betroffene gleicht völlig einem Todten.

So ging es auch mir. Ich hatte Bewegung, Sprache und Empfindung verloren, doch nicht den Gebrauch zweier meiner Sinne, nämlich den des Gesichts und den des Gehörs. Meine Augen waren nicht ganz geschlossen; ich vermochte zu unterscheiden, ob es Tag oder Nacht, hell oder dunkel in meinem Zimmer sei. Ebenso hörte ich Alles, was um mich her gesprochen wurde, aber nur mein Verstand war wach, das Gefühl lag in völliger Erstarrung, so daß ich bei meiner entsetzlichen Lage weder Schmerz noch Grauen empfand.

Ich hörte, wie der Arzt sagte: „Nun hat er's überstanden!"

Meine gute Logiswirthin murmelte betrübt: „Ach der arme junge Herr! So ist er denn wirklich todt, Herr Doktor?"

Der Arzt faßte nochmals meine Hand und sprach: „Ja, die Todtenstarre tritt schon ein. Da ist leider kein Zweifel mehr möglich."

„Ich habe seine Angehörigen in Kenntniß setzen lassen," bemerkte die alte Dame. „Doch wissen sie noch nicht, daß die Krankheit eine so schlimme Wendung nahm. Wer konnte das auch ahnen? Der Bruder des jungen Herrn wird wohl bald hier eintreffen."

Nach solchem Gespräch wurde es still und allmälig ganz dunkel im Zimmer. Ich lag nun einsam und verlassen auf meinem Lager. Endlich brachte man Lichter herein, und ich hörte die Stimme meines Bruders, der schwer athmend und schmerzlich seufzend sagte: „Armer Lionel! So jung mußtest Du sterben! Ach, es war mir nicht vergönnt, noch einmal Deine liebe Stimme zu hören!"

Er neigte sich über mich und strich mir sachte die Haare aus der Stirne. Dann fand zwischen ihm und meinen Hausleuten ein Gespräch im Flüstertone statt über die nöthigen Anordnungen zu meinem Begräbniß. Darauf verließen sie das Gemach, und ich lag wiederum lange, lange allein, zuweilen ganz bewußtlos, dann wieder in dem schon erwähnten Zustand von wachem, gefühllosem Stumpfsinn.

So verging ein Tag und eine Nacht. Es kamen die Leichenbesorger an, und einige Tischlergesellen brachten meinen Sarg. Ich hörte die gleichgiltigen Gespräche dieser Leute. Einer bemerkte, er habe gehört, ich hätte Advokat werden wollen, und so würde es denn also nun einen Rechtsverdreher in Schottland weniger geben, was er als ein wahres Glück anzusehen schien. Darauf erwiederte ihm ein Anderer sehr richtig,

daß es deshalb doch nicht weniger Prozesse in der Welt geben würde.

Man kleidete mich in das übliche Todtengewand und legte mich in den Sarg. Mein guter Bruder kam herein, um mir den Kopf auf dem Kissen zurecht zu legen. Darauf wurde ich, wie gebräuchlich, eine Zeitlang zur Parade ausgestellt. Viele Lichter brannten mir zu Häupten.

Es kamen Leute herein, um mich im Sarge zu sehen, darunter manche gute Freunde und Bekannte. Ich hörte, wie geflüstert wurde. Im Allgemeinen sagte man mir Gutes und nichts Böses nach. Man bedauerte offenbar aufrichtig mein vermeintliches allzufrühes Hinscheiden. Nur der falsche Freund, der Verräther und Räuber meiner Liebe, Thomas Parry, kam nicht. Wenigstens hörte ich nicht seine Stimme.

Einmal bemerkte Jemand, es scheine ihm, daß schon ein starker Leichengeruch im Zimmer sei. Der gute Mann war natürlich im Irrthum. Aber so stark ist die Macht der Einbildung! Die mit weißen Leintüchern verhangenen Fenster, der Kerzendunst, der frische holzige Sarggeruch, endlich der Anblick der vermeintlichen Leiche — Alles das mußte wohl die täuschende Wirkung hervorbringen.

Endlich kam's zum feierlichen Leichenbegängniß. Der Deckel wurde auf den Sarg gelegt und festgeschraubt. Ich hörte, wie der Leichenwagen schwerfällig herbeirumpelte und vor dem Hause still hielt. Der Sarg wurde aufgehoben, hinausgetragen und auf den Leichenwagen geschoben. Dann setzte der Leichenzug sich langsam in Bewegung. Es war um vier Uhr Nachmittags. Ich hörte die Thurmuhr der St. Aegidiuskirche schlagen. Auch vernahm ich wie undeutliches Gemurmel die Gespräche der meinem Sarge folgenden Leidtragenden.

Wir langten nach ungefähr einer Viertelstunde auf dem Friedhofe an. Ich hörte das Rauschen des kühlen Herbstwindes in den welken Blättern der Ulmen und Trauerweiden. Der Sarg wurde vom Wagen gehoben, darnach von den Leichenträgern langsam nach dem offenen Grabe getragen. Man legte die Stricke darum — ich hörte das rasselnde Geräusch derselben — und so ließ man mich in die Gruft hinab.

Darnach wurde die Grabrede gehalten, von der mir kein Wort entging. Dröhnend fielen die üblichen drei Schaufeln Erde auf meinen Sargdeckel, denen noch mehrere folgten, denn von den Leidtragenden trat noch Mancher herzu, um mir den letzten Liebesdienst zu erweisen. Dann wurde Alles still. Das Trauergefolge hatte den Friedhof verlassen. Tiefdunkel war es um mich. Und ich lag da unter der aufgeschütteten Erde in meinem Grabe! . . .

So muß ich — nach einer Berechnung, die ich später anstellte — wohl reichlich sechs Stunden, von halb fünf Uhr Nachmittags bis gegen elf Uhr Nachts gelegen haben. Wie es möglich war, daß die im Sarge befindliche Luft genügte, mich vor dem Ersticken zu bewahren, darüber muß man gewiß staunen. Wahrscheinlich aber ist, daß mein Zustand, der eines völligen Scheintodes, demjenigen glich, in welcher sich nach den Berichten glaubwürdiger Reisenden gewisse indische Fakire zu versetzen wissen, die sich begraben lassen und nach längerer, von ihnen selbst vorherbestimmter Zeit wieder erwachen. Nach dem, was ich selbst erlebt und erlitten habe, zweifle ich durchaus nicht an der Wahrheit dieser Vorkommnisse.

Nach Ablauf der erwähnten Zeit vernahm ich Geräusch. Es schien mir so, als würde die Erde aus dem Grab geschaufelt, um den Sarg frei zu machen. Ich hörte bald die gedämpften, aber doch rauhen Stimmen zweier Männer.

„Rascher, Ned!" sprach Einer. „Zum Teufel, die Studenten müssen nothwendig um Mitternacht den Leichnam haben, den sie bei uns bestellten."

„Kann meiner Seele nicht rascher, Billy!" versetzte der Andere. „Das ist eine böse Nacht. Es regnet ja, wie aus Gießkannen. Hu, wie der Sturmwind saust! Kann nicht helfen — zuerst muß ich einen kleinen Schluck aus der Rumflasche nehmen, um mich zu stärken, denn dies ist sauere Arbeit."

„Ein wahres Glück für uns, daß das Wetter so schlecht ist," sagte der Erste darauf. „Wir können sicher sein, daß der Schafskopf von Todtengräber uns nicht überrascht."

Nach solchem Zwiegespräch arbeiteten sie wieder rüstig eine Zeitlang.

Mir war klar geworden, daß zwei „Auferstehungsmänner" die Gruft aufwühlten, um meine vermeintliche Leiche zu rauben. Die Unterhaltung der Beiden über den Gegenstand war ja deutlich genug gewesen. Wie sollte das Alles nun enden für mich? Zu neuem Leben oder zu einer anderen Art von Tod unter den Secirmessern junger Anatomen?

Zum Glück empfand ich in meinem seltsamen Zustande weder Grauen, noch Furcht, noch Schmerz, noch Hoffnung, nicht einmal Neugier.

Endlich hatten die Leichenräuber den Sarg frei gemacht. Mit Hilfe eines Schraubenziehers, den sie mitgebracht, schraubten sie den Sargdeckel los, welchen sie abhoben und einstweilen bei Seite stellten. Ich bemerkte Lichtschimmer — wohl den einer Blendlaterne. Der Regen prasselte nieder in's Grab, in den offenen Sarg, auf mich und auf die beiden unheimlichen Leichenräuber.

„Das ist, meiner Treu, eine sehr schöne Leiche!" brummte der Eine. „Wenn die nicht fünfzehn Pfund Sterling unter Brüdern werth ist, dann will ich mich gleich selber hier begraben lassen!"

„Du hast, wie gewöhnlich, zu fünfzehn Pfund akkordirt?" fragte der Andere.

„Ja," versetzte der Erste. „Doch in Zukunft muß man uns mehr zahlen, denn das Geschäft wird immer beschwerlicher."

Darnach hoben sie mich aus dem Sarge, und mit einiger Mühe, nachdem sie um meinen Körper einen Strick geschlungen, schafften sie mich aus der Gruft. Alsbald steckten sie mich in einen bereit gehaltenen großen Sack. Einer stieg dann wieder hinunter und schraubte den Sargdeckel fest. Drauf schaufelten sie hastig die lose Erde in's Grab.

„So," sagte Billy nach einer Weile zufrieden, „jetzt ist's gerade so, wie es zuvor war. Unmöglich kann der Todtengräber Witterung von unserer nächtlichen That bekommen. Morgen Vormittag wird er gemüthlich das Grab ganz zuschaufeln und zurecht machen. Dann kommt nachher ein schönes Monument von Marmor darauf, und Alles ist herrlich in Ordnung."

Darnach verließen sie die Gruft. Den schweren Sack schleiften sie über das nasse Gras und einen kiesigen Fußsteig nach der Umfassungsmauer des Friedhofs, hoben ihn hinüber und legten ihn auf einen kleinen Karren, den sie draußen stehen hatten.

Darauf rollte der Karren fort in die Stadt, wie ich an den Erschütterungen verspürte, welche das holperige Straßenpflaster verursachte.

Nach einer Weile kam es mir so vor, als rolle das Gefährt mit mir in eine Art Gewölbe hinein, wo die Schritte der Leichenräuber widerhallten. Es mochte wohl ein gewölbter Thorweg sein, durch welchen man in den privaten Anatomiesaal gelangte. Dann hielt der Karren. Die beiden Leichenräuber hoben den Sack auf und schleppten ihn, nachdem sie eine Thüre geöffnet, einige Stufen hinauf.

„Ah, da seid ihr ja endlich, Burke und Hare!" rief eine mir bekannte Stimme.

Es war die Stimme Thomas Parry's, meines Jugendfreundes, des Verräthers, der mir das Herz der Heißgeliebten geraubt!

„Wir kommen wohl gerade recht," sagte Burke. „Es hat erst eben zwölf Uhr geschlagen. Haben Sie das Geld, junger Sir?"

„Hier ist es."

„Danke schön! Wir empfehlen uns bestens!"

Die Leichenräuber verschwanden.

Der Sack wurde über den Fußboden geschleift. Dann zog man die vermeintliche Leiche hervor und legte sie auf einen Tisch.

„Ah," sagte Jemand erstaunt, „das ist ja Lionel Wyatt, unser guter Freund!"

„Wahrhaftig!" rief ein Anderer. „Ja, er ist's wirklich! Ich habe ihn heute Nachmittag mit zu Grabe geleitet."

„Hm, die verfluchten Banditen hätten uns wohl einen anderen Leichnam verschaffen können!" sagte ein Dritter.

„Was ist da zu thun?"

„Eine verdammte Geschichte!"

„Wir müssen ihn wieder in sein stilles Grab schaffen!" meinte Einer.

„Das ist aber doch nicht gut thunlich!" behaupteten Mehrere.

„Ach was!" rief endlich Thomas Parry in leichtfertigem Tone, „so bedenkt doch, wir haben ihn gekauft und bar bezahlt; er gehört uns. Die Sache ist ganz in Ordnung, er selbst, als Jurist, würde das gewiß gern bestätigen, wenn er noch lebte. Wir haben ja Alle Verschwiegenheit gelobt. Es erfährt Niemand etwas davon, daß Wyatt nach seinem Tode der medizinischen Wissenschaft noch von Nutzen ist."

„Höre, Thomas," sprach Einer vorwurfsvoll, „wie ist Dir wohl zu Muthe, wenn Du Dir vorstellst, Du würdest nach Deinem Tode und feierlichen Begräbniß aus der Gruft gescharrt und an Deine guten Freunde zu anatomischen Studien verkauft — he?"

„Das rührt mich gar nicht," antwortete er kalt. „Als Lebender denke ich nicht daran, den Todten ängstigt überhaupt nichts mehr. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!"

„Nun dann, wie Du willst!"

„Gehen wir an die Arbeit!"

Und man brachte mich auf dem Tische in die geeignete Lage.

„Ha," rief der jüngste Student, „laßt uns zunächst einmal den Leichnam galvanisiren! Ich habe bisher nur mit todten Fröschen experimentirt. Sehr gern möchte ich die Erscheinungen des Galvanismus am todten menschlichen Körper beobachten."

„Das können wir thun!"

Und man setzte nun den Apparat, welchen man dem berühmten Erfinder zu Ehren „Volta'sche Säule" nennt, in Thätigkeit. Man galvanisirte mich.

Zufälligerweise war das aber gerade das Richtigste und Zweckmäßigste, was zu meinem Besten geschehen konnte. Als der galvanische Strom meinen Körper durchdrang, fühlte ich, wie allmälig die Regungen des Lebens in mir zurückkehrten. Meine Muskeln zuckten — ich öffnete die Augen.

Nun sah ich mich in einem von zwei Hängelampen hell erleuchteten kleinen Saale mit dicht verhangenen Fenstern. Ich sah auch die strebsamen Jünger des Aeskulap, die lange weiße Leinwandblusen über ihren gewöhnlichen Anzügen trugen.

„Ha!" schrie begeistert der jüngste Student. „O seht doch! Wie herrlich gelingt unser Experiment!"

„Es sind die gewöhnlichen Erscheinungen," bemerkte ein Zweiter.

Langsam richtete ich den Oberkörper auf — ohne allzugroße Anstrengung.

„Das ist außerordentlich!" sagte ein Dritter. „Eine seltsame Wirkung, über welche selbst Galvani und Volta erstaunen würden, wenn sie noch lebten und dies sehen könnten."

„Wahrhaftig," murmelte ein Vierter, „das

ist mehr als galvanisches Zucken — das scheint wirkliches Leben zu sein!"

„Unsinn!" sprach Thomas Parry. „Lionel Wyatt ist so gewiß todt, als ich lebendig bin!"

Er näherte sich mit dem Secirmesser in der Hand und schaute mich forschend an. Da hob ich den rechten Arm und schlug ihn mit der geballten Faust in's Gesicht, indem ich wüthend schrie: „Hinweg von mir, Du Nichtswürdiger!"

Von Entsetzen ergriffen, taumelte er zurück. Ich aber hatte Lebenskraft, Bewegung und Sprache wieder gefunden — ich war gerettet!

Im Saale geriethen jetzt die jungen Mediziner in die größte Aufregung. Ich muß sagen, daß diese eifrigen Jünger des Aeskulap— mit Ausnahme Parry's, der sich davon machte — sobald sie erkannt hatten, daß ich aus dem Zustande von Scheintod wieder zum Leben erwacht sei, alles Mögliche thaten, um meine Lebensgeister noch mehr zu stärken. Mit gewissenhaftester Sorgfalt waren sie um mich bemüht.

Wenn aber auch wieder dem Leben zurückgegeben, so war ich doch noch nicht völlig genesen. Ich verfiel in ein hitziges Fieber und lag lange in den wildesten Phantasien. Die Schrecknisse, welche ich in der Wirklichkeit ohne Grauen erduldet hatte, empfand ich in der Phantasie viel fürchterlicher nachher, als das Fieber mich schüttelte. Auch hat meine Gesundheit wohl für immer einen schweren Stoß erlitten.

— — — — — — — — — —

„Und was wurde aus Edith Maclean und was aus Thomas Parry?" fragte mein Großvater.

„Die Beiden vermählten sich, als Parry mit gutem Erfolge seine Studien beendet hatte," versetzte der Advokat. „Er nahm eine Stelle als Hospitalarzt in Indien an. Das Schiff erreichte aber nicht Kalkutta, sondern ging unter in der Bai von Bengalen, wo es während eines Taifuns auf eine Klippe geworfen wurde. Thomas Parry und seine junge Frau ertranken dabei. Ich selbst bin Junggeselle geblieben. Zum Glück hat das Furchtbare, das ich als Scheintodter durchmachen mußte, meine Verstandeskräfte nicht geschwächt, so daß ich meinen erwählten Lebensberuf sehr wohl zu erfüllen vermag."

Darin hatte Mr. Wyatt ganz Recht. Er gewann für meinen Großvater den schwierigen Prozeß gegen die Rhederei, welche ihm die beanspruchte sehr bedeutende Entschädigungssumme auszahlen mußte.

Humoristisches.



Selbsterkenntniß.

Richter: Nun, seien Sie doch nicht so hartnäckig; Sie hören doch, wie lebhaft es Ihr Gegner bedauert, Sie mit dem Schimpfnamen „altes Kameel" belegt zu haben.

Kläger: Ja, so sagt er wohl, denken thut er aber doch: ein Kameel ist und bleibt er!



Eine seltene Handschrift.

Erster Student: Du sagst, Du besäßest eine seltene Handschrift; ich sehe hier nur eine bezahlte Schneiderrechnung!

Zweiter Student: Nun, ist das vielleicht keine seltene Handschrift?

Mannigfaltiges.

Ein Pantoffelheld. — Der berühmte französische Schriftsteller Charles Nodier war einer der größten Pantoffelhelden seiner Zeit. Gab er eine Gesellschaft, so trat punkt elf Uhr eine Magd in's Zimmer und meldete, das Bett für Herrn Nodier sei bereit. Gleichzeitig schritt Madame Nodier, ein Licht in der Hand haltend, auf ihren Gatten zu und sprach, gleichviel, ob und mit wem sich dieser unterhielt: „Na, vorwärts, Titi, geh in's Bett, das Uebrige kannst Du das nächste Mal sagen." Dann reichte „Titi" mit sauersüßer Miene seinen Gästen die Hand, nahm das Licht und verschwand. [L—n.]

Merkwürdiger Beweggrund. — Friedrich Wilhelm I., der letzte Kurfürst von Hessen, besaß eine seltsame Abneigung, in seinem Lande Chausseen zu bauen. Der Handelsminister wurde mehrere Male in dieser Angelegenheit vorstellig und setzte dem Kurfürsten auseinander, wie der Handelsverkehr durch die schlechten Wege im Lande bedeutend erschwert werde.

Endlich rückte der Kurfürst mit seiner Ansicht heraus, daß er das Bestehen der alten Verhältnisse deshalb wünsche, „damit die fremden Fuhrleute auf den schlechten Wegen desto länger liegen bleiben und mithin in den Wirthshäusern seines Landes mehr verzehren müßten". [J. W.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 6.

Auflösung des Eiszapfen-Räthsels in Nr. 4:

Die Buchstaben beider Schriftzeilen, die unter den kurzen Eiszapfen stehen, ergeben: „Gedenket der", die Buchstaben unter den langen Zapfen die Worte „Frierenden!".

Kreuz-Arithmogriph.

					1					
				9	**2**	3				
			3	4	**3**	6	10			
		5	6	9	**4**	3	11	8		
	11	12	2	13	**4**	3	14	15	16	
1	**2**	**3**	**4**	**4**	**5**	**6**	**2**	**7**	**8**	**2**
	14	12	10	16	**6**	2	3	14	6	
		10	5	8	**2**	17	8	2		
			17	3	**7**	8	16			
				4	**8**	12				
					2					

An Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen, und die Querzeilen nennen alsdann, von links nach rechts gelesen, Folgendes: 1. einen Buchstaben; 2. einen Schweizer Kanton; 3. ein altgriechisches Nationalepos; 4. einen weiblichen Vornamen; 5. eine Naturerscheinung; 6. einen dramatischen Dichter; 7. einen mittelamerikanischen Freistaat; 8. einen Raubvogel; 9. einen französischen Komponisten; 10. den Namen vieler Päpste; 11. einen Buchstaben. Die mittelste wagerechte und die mittelste senkrechte Zeile ergeben dasselbe, einen dramatischen Dichter. [Oscar Leede.]

Auflösung folgt in Nr. 6.

Buchstaben-Räthsel.

Auf seinen Wellen führt's mit **u**
Das Wort mit **o** dem Ziele zu. [Oscar Leede.]

Auflösung des Zahlen-Räthsels von Nr. 4: 1 bis 6 = Armuth (3, 4, 2, 1, 5 = Murat, 5, 2, 1, 4, 3 = Traum).

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.